



Biwöchentlicher Abonnementpreis, in Preisen 5 Mark, Wochen-Abonnement, 50 Pf.
außerhalb pro Quartal incl. Posts 50 Pf. — Insertionsgebühr für den
Raum einer sechstheiligen Zeitung 20 Pf., Reklame 50 Pf.

Nr. 303. Morgen-Ausgabe.

Siebenundfünftiger Jahrgang. — Verlag von Eduard Trenwendt.

Neu hinzutretende Abonnenten, welche den bis zum Schlusse des 2. Quartals abgedruckten Theil des Fr. Spielhagen'schen Original-Romans:

Sturmflut

nachgeliefert zu haben wünschen, ersuchen wir, hierauf bezügliche Anträge an die unterzeichnete Expedition zu richten.

Die Expedition der Breslauer Zeitung.

Partei Bismarck.

Wir glauben zwar nicht, daß aus dieser Partei etwas wird, aber bei unserem verhältnismäßig noch jungen konstitutionellen Leben, das die sonderbarsten Blasen treibt, muß man sich auf Alles gefaßt machen, besonders wenn ein Landrat sich gedrungen gefühlt, sich hinein zu mischen. Man denke nur an die Landratskammer seltigen Angebendens. Da wird auch das Unmögliche möglich gemacht, und was in der parlamentarischen Geschichte aller Völker und aller Zeiten noch nicht dagewesen, eine Partei auf einen bestimmten Namen geschaffen. Von sachlichem Inhalt oder Programm und dergleichen konstitutionellen Dingen ist natürlich nicht die Rede; „Partei Bismarck sans phrase“ — damit ist der Herr Landrat fertig.

Wir haben dem Fürsten Bismarck, besonders in der inneren Politik, Mancherlei vorzuwerfen; er hat in dieser Beziehung oft gefehlt, aber diesen Missbrauch seines Namens hat er doch nicht verdient. Hat er auch einmal im Laufe seiner Reise den Ausspruch gehabt: „Die Meisten von Ihnen (den Nationalliberalen) sind auf meinen Namen gewählt“, so hat er doch sicher nicht daran gedacht, daß das preußische Volk einmal so weit in Servilismus versumpfen könnte, daß es in völliger Vergessenheit seiner Würde und Errstenz einzige und allein auf den Namen „Bismarck“ hört und schwört.

Nein, nehmen wir die Sache nicht ernst; begnügen wir uns mit der Partei Knobloch, die hoffnlich über den Wahlkreis Samter nicht hinauskommen wird. Die Uebertreibung schadet dem Fürsten Bismarck am meisten; er mag wohl manchmal die Wahrheit des Spruches erkannt haben: „Gott schütze mich vor meinen Freunden“; mit seinen Feinden ist er ja alle Zeit fertig geworden. Wenn er sich nur selber besser vor seinen Freunden schützen wollte! Er hat sicher die geringste Ursache, über unsere bisherige parlamentarische Entwicklung Klage zu führen; in den Vertretungen sowohl des preußischen Abgeordnetenhauses als des deutschen Reichstages hat er bisher immer die beste, weil eine freiwillige „Partei Bismarck“ gefunden, und wo sie ihm Widerstand geleistet, wie z. B. in der Novelle zum Strafgesetzbuch, so geschah es recht eigentlich in seinem eigenen Interesse, weil im Dienste und zum Wohle des Vaterlandes. Diese Partei wird ihm allerdings den Vorsitz verliehen, sobald er die Wege, die er seit 1866 beschritten, verlassen und unserer seitdem reformatorischen Gesetzgebung den Stempel des Rückschritts aufdrücken will. Jedoch, so unberechenbar er ist, glauben wir doch noch nicht, daß er seine eigenen Thaten zu vernichten die Neigung hat.

Die heutige Erscheinung ist nicht neu. Fast immer vor den Wahlen suchen sich neue Parteigebilde vorzubringen; Schüßlitzler, Steuer- und Wirtschaftsreformer oder Agrarier, Fünftler u. s. w., kurz Alle, die mit dem blühenden Gange der Dinge nicht zufrieden sind, vereinigen sich, um besser als bisher ihr eigenes Interesse zu wahren, denn um dieses allein handelt es sich ja; der Landrat v. Knobloch in Samter macht es kurz, wirft sie alle in einen Topf und schmilzt sie zur Partei Bismarck sans phrase zusammen. Der Reichskanzler dürfte vielleicht der Erste sein, der vor diesem Brei Neinhans nimmt, was sonst nicht seine Sache ist, und sich nach der stärkeren gefunden kost zurückzieht. So autokratisch er auch veranlagt ist: die unabdingten Ja-Sager sind ihm doch die langweiligsten Menschen.

Unsere bisherigen politischen Parteien sind auf die natürlicheste Weise von der Welt entstanden; sie werden auch bleiben, denn sie haben ihren Halt und ihren Bestand im Volke, während die Interessen-Parteien nach den Wahlen wieder von der Oberfläche verschwinden.

Die Zeit ist noch nicht vergessen, in welcher alle Nuancen der liberalen Partei in dem großen Kampfe um das bedeutendste Volksrecht in eine einzige und große liberale Partei zusammen geschmolzen waren, welcher gegenüber die conservative Partei auf ein kaum nennenswertes Minimum herabsank; wir können uns nicht denken, daß ein Minister, welcher auf den Namen eines Staatsmannes Anspruch macht, sich nach dieser Zeit zurückzieht. Und doch würde sie wiederkehren, wenn man den Weg verlassen wollte, den man seit zehn Jahren in gemeinsamer Arbeit beschritten hat.

Wir leugnen nicht, daß Anzeichen vorhanden sind, welche an die Möglichkeit eines solchen Rückzettens glauben lassen, aber es spricht für die Gesundheit des preußischen Volkes, daß schon diese Anzeichen einen Widerstand hervorriefen, der in den Wahlen zum kräftigsten Ausdruck gelangen und die Anhänger der angeblichen „Partei Bismarck“, von welcher hoffentlich der Fürst Bismarck sich am meisten fern hält, am unangenehmsten überraschen wird. Schon hört man in sonst gemäßigten Kreisen: wir brauchen jetzt gerade die kräftigsten und entschiedensten Abgeordneten, denn es bereitet sich ein Kampf vor, der, was im letzten Jahrzehnt errungen worden, uns wieder zu entziehen droht, daher Vorsicht und auf dem Posten!

Wir gehören nicht zu den Schwarzehern, schließen uns aber trotzdem der Mahnung an. Wir haben schon manche Wandlungen in unserer inneren Entwicklung erlebt, daß wir uns der Möglichkeit, einer neuen entgegen zu gehen, nicht verschließen; hätten wir bereits ein wirklich parlamentarisches Leben, so könnten wir ruhiger sein. Aber obgleich die Parlamente bei uns fast das ganze Jahr hindurch tagen und sich bis zur Neueröffnung abarbeiten, so sind wir doch vom wirklich konstitutionellen Staate noch weit entfernt.

An den Wählern ist es jetzt, denselben mehr und mehr zu bestimmen; Sache des Volkes ist es einmal wieder, den Widerstand zu brechen, der sich unserer freiheitlichen Entwicklung entgegen zu stemmen versucht; die Wähler allein haben es sich zuzuschreiben, wenn jene Anzeichen, von denen wir oben sprachen, zu Thalsachen werden. Der Partei der Interessen-Vertretung, die sich unter der „Partei Bismarck“ zu verbergen sucht, trete die Partei des Volkes gegenüber.

Militairische Briefe im Sommer 1876.

CCLII.

Belichtung des offiziellen Generalstabs-Werkes: „Der deutsch-französische Krieg 1870—71.“ Zweiter Theil. Heft 10.

(Die Einführungsstellungen der Maasarmee im Norden und Osten von Paris wurden ungestört eingenommen. — Das V. Corps floß auf Widerstand. — Gefecht bei Mesly. — Kampf der 58er und 59er.)

Die Einführungsstellungen der Maasarmee am 19. September Abends waren folgende: Die Vortruppen des XII. Corps lebten sich oberhalb Neuilly an die Marne und standen am Westrande des Walbes von Bondy. Die beiden Infanterie-Divisionen waren auf den im Laufe des Tages eingenommenen Plätzen verblieben; die Cavallerie-Division war nach Le Pn, die Corps-Artillerie nach Claye zurückgegangen. — Die Vorpostenlinie des Garde-Corps lief am linken Ufer des Moreebaches vom Walde von Bondy bis Pont Iblon ($\frac{1}{4}$ Meilen nördlich von Le Bourget) und von dort nach dem schon erwähnten Dorfe Stains (N.-O. von St. Denis). Die 1. Garde-Inf.-Division lag in den Ortschaften zwischen Gonfesse und Stains, die 2. in Villey-Mesnil und Aulnay (also nordöstlich d. h. hinter der 1.). Die Garde-Cavall.-Division war nach Mitry und Tremblay, die Corps-Artillerie nach Goussainville ($2\frac{1}{2}$ Meile nordöstlich der Umwallung von Paris) zurückgekommen. — Das IV. Armee-Corps hatte seine Vorposten von der Mühle Haut Noi (bei Ganois auf einer Höhe) in westlicher Richtung über Montmagny bis an den See von Enghien (nordwestlich von St. Denis) entwickelt; zur Unterstützung derselben standen stärkere Abtheilungen aller Waffen bereit. Die 14. Brigade mit der Corps-Artillerie lag in der Gegend des schon erwähnten St. Brice, die 13. in Sarcelles (nördlich von Haut Noi), die 15. in und um Grualay (westlich der vorigen und südlich der 14. Brigade). Die 16. Brigade endlich stand bei Montmorency und Deuil (südwestlich der vorigen). — Die General-Commandos der drei Armee-Corps befanden sich in Claye, Roissy und St. Brice. Der Kronprinz von Sachsen hatte sein Hauptquartier heut in Trainblay (nördlich des Walbes von Bondy und südlich Roissy) genommen.

Somit war die Einführung der Nord- und Ostseite von Paris zur Ausführung gelangt! Und kein erheblicher Zwischenfall hatte denselben gestört. Ernstere Zusammenstöße veranlaßte dagegen der Aufmarsch der III. Armee im Süden der französischen Hauptstadt. — Das V. Armee-Corps hatte sich am 17. September Morgens aus der Gegend von Chevry, Tournan und Fontenay (vide Brief CCXXXVII.) in der Richtung auf Villeneuve-St. Georges in Bewegung gesetzt. An der Spitze des Corps befand sich die 9. Infanterie-Division mit der ihr beigegebenen Ponton-Colonne und dem größeren Theile der Corps-Artillerie; die 17. Brigade wurde mit 2 Dragoner-Schwadronen und den schweren Batterien nach Limeil (2 Meilen südlich von Paris; in der Nähe des zerstörten Seine-Ueberganges bei Villeneuve-St. Georges) entsendet, um den beabsichtigten Brückenschlag gegen Unternehmungen aus Paris zu decken. Die zum Aussehen von Vorposten zwischen dieser Seinegegend und der eine Meile nördlich von hier in dieselbe fließende Marne waren Theile dieser Brigade vorgegangen, welche in der Höhe von Choisy le Roi und Bonneuil ($\frac{1}{4}$ M. nördlich von Villeneuve) auf Truppen des 18. französischen Corps stießen, so daß sie unter Besetzung der Ferme L'Hopital um 1 Uhr Mittags zum Gefecht entwickeln mußten.

Es hatte sich nämlich General Vinoy in Folge der Nachrichten vom Anrücken deutscher Truppen auf dem linken Marneufer am 17ten Vormittags mit der Division Créteil über Charenton auf Boissy St. Leger in Bewegung gesetzt, um die im Schlosse Le Piple (im Osten des erwähnten schon besetzten Ortes Limeil) aufgehäuften Vorräthe zurückzuschaffen oder zu vernichten. Als der General aber erfuhr, daß beide jetztgenannten Orte vom Feinde schon besetzt seien, ließ er eine Brigade bei Créteil (Straßenknoten in der Nähe des Seine-Ueberganges Choisy le Roi; im Norden von Villeneuve) halten, während die Brigade Daudel mit 2 Batterien und einigen Mitrailleuren den mit Weinplantagen bedeckten Mont Mesly und die westlich davon gelegenen Ortschaften (welche den Uebergang bei Choisy deckten) occupirten. Preußische Dragoner, welche in Verfolgung französischer Plänkler bis in diese Gegend vordrangen, wurden durch Geschützfeuer vertrieben. — Inzwischen war nördlich von Valenton (Dorf nahe bei dem mehrerwähnten Limeil) eine schwere Batterie des V. Armee-Corps aufgesessen und hatte den Kampf gegen die feindliche Artillerie aufgenommen. Unterstützt durch das Feuer dieser Batterie gingen die Musketier-Bataillone des Posenschen Infanterie-Regiments Nr. 58 mit 9 Compagnien gegen Mont Mesly vor, von welchem jetzt der Feind nach Créteil zurückwich. Um 4 Uhr Nachmittags unternahmen drei Bataillone Franzosen einen Vorstoß gegen die ihnen entrissene Höhe, wurden aber durch das Schnellfeuer der neu und fünftig derartig abgewiesen, daß sie in Eile und Verwirrung abzogen und nun von den Achthundtsfünzigern über Créteil hinaus bis in den Feuerbereich des Forts Charenton verfolgt wurden. Die 17. Brigade bezog demnächst ein Bivouak bei Limeil, mit Vorposten zwischen Choisy und dem Walde von Breuvesnes. Die Franzosen geben ihren Verlust in diesem Gefechte nur auf 45 Mann tot und verwundet an; die posenschen Regimenter hatten 3 Offiziere und 44 Mann Verlust. — Während des vorstehend geschilderten Kampfes hatten die Pioniere des V. Armee-Corps eine Pontonbrücke bei Villeneuve St. Georges geschlagen, nachdem zum Schutz dieser Arbeit das 1. Bataillon des Niederschles. Regiments Nr. 47 und eine Dragoner-Abtheilung auf Rähnen über die Seine gefeht und einige Franc-tireurs vor sich hertriebend, am linken Ufer Stellung genommen hatten.

Breslau, 1. Juli.

Ganz in Übereinstimmung mit unserem vorstehenden Leitartikel schreibt heute die „Post. Bzg.“: „Wenn es erforderlich ist, reactionärem Ungehemm Widerstand entgegen zu ziehen, so wird sich in Preußen wie im Reiche die nötige Entschlossenheit dazu finden.“ Die „Post. Bzg.“ wendet sich dabei gegen die freiconservative „Post“, welche sich seit einigen Tagen die erdenklichste Mühe gibt, die Fortschrittspartei als in dem innigsten Bündnisse mit dem Centrum stehend, als reichsfeindlich, ja antinational zu denunciren.

Edition: Herrenstraße Nr. 20. Außerdem übernehmen die Post-Unterthanen Bestellungen auf die Zeitung, welche Sonntag und Montag einmal, an den übrigen Tagen zweimal erscheint.

Sonntag, den 2. Juli 1876.

Das Blatt folgt dabei sichtlich dem höheren Auftrage, denn aus eigenem Antriebe einen solchen Haufen von Widerstimmen zusammenzubringen, das läßt sich ihm kaum zutrauen. Die Redner der Fortschrittspartei haben in den letzten Debatten des Abgeordnetenhauses, welche über die Ernennung der neuen Minister und über die innere Politik der Regierung stattfanden, klar und bestimmt die Stellung dargelegt, welche sie sowohl zu dem Ministerium wie zu den übrigen Parteien einnehmen. Ein Mißverständnis ist hier nur dem bösen Willen möglich, der auf die Parole parirt, die kürzlich vom Minister des Innern im Abgeordnetenhaus offen ausgegeben wurde. Namentlich hat Herr Hänel noch bei der letzten Gelegenheit den weiten Abstand markirt, in welchem sich die Fortschrittspartei von dem Centrum auch bei der rein politischen Opposition befindet. Herr Birkhoff aber, der jetzt Arm in Arm mit dem Führer des Centrums hingemalt wird, hat so oft die ultramontane Politik bekämpft, daß er doch vor so armeseliger Verdächtigung verschont bleiben sollte. Was die Fortschrittspartei verlangt und erstrebt, die endliche Durchführung des konstitutionellen Systems in Reich und Staat und die Beseitigung des verderblichen Scheinconstitutionalismus, gründet sich nicht auf doctrinäre Schriften, sondern auf das praktische Bedürfnis der deutschen Nation.

In Serbien ist der entscheidende Schritt geschehen, die Kriegserklärung an die Türkei ist gestern erfolgt, nachdem Fürst Milan Tags vorher Belgrad verlassen hatte, um sich nach Deligrad zur Armee zu begeben. Vor seiner Abreise hielt er an die Garnison eine Ansrede, worin er dieser den Schutz der Stadt Belgrad empfahl, in der er sein theuerstes Gut, seine Frau zurücklässt.

Um das Vermächtnis unserer Väter zu erfüllen und um die Ehre unserer Fahnen zu retten, stelle ich mich an die Spitze unserer tapferen Armee. Wir vertheidigen eine gerechte und christliche Sache, und Gott kann uns darum nicht verlassen.“

Hierauf empfing Fürst Milan den Metropoliten, die Minister und höheren Beamten. Bei der Abreise stand die Menge in allen Straßen, um den Fürsten zu begrüßen. Kanonendonner und lebhafte Zurufe begleiteten den Fürsten, der sehr erregt schien und nach allen Seiten hin freundlich grüßend Abschied nahm. Bei der Fahrt von der Kirche zum Hafen schauten die Pferde des Wagens, in welchem der Fürst und seine Gemahlin saßen. Die Pferde wurden gebändigt, nachdem sie die Stränge durchzissen hatten. Wie die „Deutsche Zeitung“ meldet, wurde bei dem Kanonenschießen, welches zu Ehren des Fürsten auf der Belgrader Citadelle geführt ward, auch der Flaggenmast, auf welchem zum Zeichen der Souveränität bei besonderen Gelegenheiten die türkische Flagge wehte, unter großem Jubel der Zuschauer umgehauen.

Die allgemeine Stimmung in Österreich ist eine für Serbien entschieden unfreundliche. Selbst die so vorsichtige „Wiener Abendpost“ schreibt:

„Die wichtigste Nachricht des Tages ist, daß Fürst Milan sich zur Armee nach Deligrad begeben hat. Man schickt daraus auf einen baldigen Ausbruch der Feindseligkeiten. Andererseits wird darauf hingewiesen, daß das Vorgehen Serbiens bisher darauf gerichtet war, den Angriff türkischerseits zu provozieren, um so der Pforte die Verantwortung der Friedenshörsung zu zuschieben. Diesem Vorhaben könnte allerdings den Kriegsausbruch um einige Tage verzögern, allein an der Beurtheilung der serbischen Politik wird es wahrscheinlich eben so wenig etwas zu ändern vermögen, als an der bedauerlichen Thatsthe, daß der Zusammenstoß selbst allem Ermessens nach ein unvermeidlicher geworden ist. Während die Türkei, die keinerlei Aggressionslinien vollständig gesichert erhalten hat, erfreut letzteres auf eine Bahn gedreht, auf welcher eine Umkehr, so sehr sie in wohlverstandenen Interessen des Balkanstaates selbst liegen würde, schwerlich mehr zu erwarten ist.“

Der „Post. Bzg.“ meint, Österreich müsse sich angesichts der kritischen Lage auf das Gebiet des gesunden Egoismus zurückziehen. „Um einer solchen Politik unter allen Umständen den Erfolg zu sichern, wird es vielleicht eines nachdrücklicheren als eines bloß diplomatischen Aufwandes bedürfen, und es dürfte daher gerathen sein, sich mit diesem Gedanken rechtzeitig vertraut zu machen.“

Die Meldung, daß der Fürst von Montenegro neuerdings seine Neutralität erklärt habe, wird entschieden dementirt. Der „Post. Bzg.“ zufolge habe Fürst Nikolaus offen die Erklärung abgegeben, es sei Montenegro unmöglich gemacht, mit der Pforte, deren Organe die slavisch-christliche Bedrohung bedrücken, im Frieden zu bleiben. Zudem seien die jehigen Grenzen Montenegros unnatürlich und verurtheilen die Montenegriner zu ewiger Armut und geistiger Verkümmern.

Die genannte Correspondenz berichtet weiter, daß das montenegrinische Volk bei Bewegung gesetzt ist. Das Gros ist nach der albanischen Grenze dirigirt. Freiwillige hat Montenegro wenig, und diese werden nach dem Dugapass entendet. Der Fürst will nur mit einer rein nationalen Armee den Krieg führen. Gegenüber Podgoritz sind 28 Kanonen großen Kalibers aufgestellt worden.

Über die Zahl der Insurgenten in Bulgarien wird der „Post. Bzg.“ folgendes geschrieben:

Im Kreise Burgas und in der Nähe von Varna befinden sich 800 Insurgenten. Im Gebirge bei Schumla haben sich gegen 3000 Mann festgesetzt. In den kaum zugänglichen Schluchten und Felsenbergen um Gabrowo und Trnowo lagern 6000 Mann. Im Karlober und Kasanlaker Kreise treiben sich drei Scharen in der Gesamtstärke von mindestens 4000 Mann herum. Die stärkste Abtheilung ist aber im Plovdiver Kreise. Mindestens ist sie 5000 Mann stark.

Über die Haltung Rumäniens wird aus Bukarest gemeldet: Bekanntlich hat die rumänische Regierung den Befreiungskrieg gefaßt, ihre Neutralität für alle drohenden Eventualitäten nachdrücklich zu wahren. Sie hat diesem Beschuß praktische Folge zu geben, seitens nicht einen Augenblick gezögert. Um so peinlicher mußte hier die Meldung wirken, daß die türkische Regierung auch mit ihrer Donau-Pforte gegen Serbien zu operieren beabsichtigt. Nach den Pariser Tractaten ist die Donau neutral. Da aber die Projectile, mit welchen Serbien eventuelle von türkischen Schiffen ausgehende Bombardements beantworten würde, leicht rumänisches Gebiet, beziehungsweise rumänische Städte berühren könnten, hat sich die rumänische Regierung zur Vermeidung solcher Eventualitäten an die Garantie-Mächte gewendet. Gleichzeitig ist ein 2000 Mann starkes rumänisches Observations-Corps an der Grenze gegen Serbien aufgestellt worden.

Ungarische Blätter berichteten, daß der Kaiser von Russland, erbittert über die angeblich der Pforte zu Theil gewordene Geldunterstützung durch England, sich dahin geläuft habe, daß man auf eine aktiver, wenigstens finanzielle Unterstützung des Aufstandes durch Russland zu rechnen habe. Die Meldung ist vollständig irrig. Wie das „Post. Bzg.“ vernimmt, hat sich vor kurzem die serbische Regierung unter Vermittelung eines hohen Würdenträgers an ein hervorragendes Moskauer Bankinstitut wegen Aufnahme eines Kriegsanlehns gewendet. Die betreffende Bank war nicht ungemein, auf das ihr proponierte Geschäft einzugehen, und dasselbe wäre auch zu

Standen gekommen, wenn nicht von allerhöchster Seite ein Veto gegen dasselbe eingelegt worden wäre, dem die Bank allerdings Rechnung zu tragen sich beeile.

Aus der Schweiz meldet man, daß dem aus der Armin-Affaire hinlänglich belasteten Professor Tschischkow am 27. v. Mis. von circa 500 Polymathern eine Rahmenmusik gebracht, durch den eidgenössischen Schulrat aber auch zugleich eine Disciplinar-Untersuchung gegen denselben eingeleitet worden ist.

Über den Gesetzentwurf im Betreff des Ankaufs der italienischen Eisenbahnen durch die Regierung gibt der vor der Deputirtenkammer erstattete Bericht Puccini's allerdings sonderbare Aufschlüsse. „Derselbe“, schreibt man der „R. Blg.“ aus Rom, „stellt zunächst zwei Dinge klar, über die von den sanguinären Vertretern des Baseler Vertrages allerlei Dunkelheit verbreitet worden war. Nämlich daß zwischen dem Ankauf der Eisenbahnen und dem mit Österreich 1866 geschlossenen Vertrag durchaus kein solches Band bestand, daß die Operation des Ankaufs zum Gegenstand eines besonderen Staatsvertrages hätte gemacht zu werden brauchen. Und zweitens, daß auch nach dem Abschluß eines solchen Vertrages, für den eine einfache diplomatische Anzeige genügt hätte, das italienische Parlament sich in keiner Weise in seinen Entschlüsse darüber als gebunden zu betrachten hatte. Über die Bedingungen des Ankaufs selbst aber legt der Bericht Einzelheiten klar, nach denen allerdings Italien sich ein wenig hat über das Ohr hauen lassen. Nach dem Baseler Vertrag ist der Kaufpreis der Bahn nicht nach dem durchschnittlichen Erträgnisse bestimmt, oder nach einer Abschätzung des Werthes von Bahnlörper und beweglichem Material, sondern unter Grundlegung des von der Gesellschaft für das italienische Reich ausgegebenen Capitals. Als solches ward nach der Bilanz von 1874 die Summe von 752 Millionen angegeben, die dann auf 724 heruntergebracht wurde. Der Bericht bezeichnet diese Art des Ankaufs als „unglaublich, wenn sie nicht wahr wäre“, und zeigt einzelne Beeinträchtigungen an, die der Ankäufer damit erleidet. So bei der Kaufsumme für das bewegliche Material. Noch in der Bilanz von 1873 hatte die Gesellschaft den Werth deselben auf 219 Millionen veranschlagt; diese Summe finden wir sodann in der folgenden, dem Ankaufe zu Grunde gelegten Bilanz um 16 Millionen gesteigert, während doch gleichzeitig die Zahl der Locomotiven und Waggons vermindert ist, und die als vorhanden verzeichneten eher alles andere denn neue Anschaffungen sind. Vielmehr ist das meiste Material alt undtheilweise unbrauchbar, und die hohe Schätzung ist erzielt, indem in den Bilanzen zum ursprünglichen Ankaufspreis nicht nur das jedesmalige Agio geschlagen war, sondern auch die Kosten der in der Folge nötig gewordene Reparaturen, was jetzt alles als Capitalwerth figurirt. Italien kaufte so eine Menge alter Locomotiven, die ihm viel höher zu stehen kommen, als die besten der neuesten Systeme. Ebenso zeigt der Bericht, wie die in dem Bahnlörper selbst vorgenommenen nötigen Reparaturen als Capitalwerth gebaut wurden sind und als solcher voll Italien zurückgezahlt werden. Dieses Wenige genügt, um zu zeigen, daß die italienischen Unterhändler sich fügsam genug gezeigt haben. Der Bericht gibt als unvermeidliches Resultat des Ankaufs eine höhere Belastung des Budgets um mindestens 11 Millionen an. Nun sollte man allerdings nach einer so scharfen Kritik eine einfache Verwertung des Vertrages erwarten, wie derselbe ja zuerst von den Commissionen beschlossen worden war. Da mache nun der Berichtsteller, während er sich in das Dicth einer Diatribe gegen den Staatsbetrieb begiebt, eine kühne Wendung: die unvermeidliche Folge des Baseler Vertrages würde der Staatsbetrieb gemesen sein. Diese Gefahr sei nunmehr durch die vom Cabinet Depretis erlangten Zusatzartikel beseitigt. Die Begünstigungen, die der Ankäufer damit erlangt, seien zwar geringfügig, aber nunmehr sei es doch eine Ehrenpflicht Italiens, in den Ankauf zu willigen. Durchsichtiger hätte die Maskierung der Schwierigkeit und schwächer die Motivierung der Annahme nicht sein können. Die Wahrheit ist, daß die Partei jetzt die Regierung in ihrer Verlegenheit, in die sie durch ihre Halbheit gekommen ist, nicht stehlen lassen will

und einen als ungünstig erkannten Anlauf einer Ministerkrise vorzieht. So ändern sich die Musikanter, während die Musik dieselbe bleibt. Minghetti macht das Geschäft, um seine Lieblingsidee des Staatsbetriebes zu verwirklichen. Und heute nimmt die damalige Opposition aus Parteiflüchten den Schaden an und beschwichtigt ihr Gemissen mit dem papieren Damm eines Gesetzesparagraphen, der die Gefahr eines zukünftigen Betriebes durch die Regierung entfernen soll.“

In Frankreich ist die Aussicht auf eine schließlich zu Stande kommende Einigung innerhalb der republikanischen Majorität, was das Maire-Gesetz anlangt, um so größer, als es, wie man der „R. Blg.“ von Paris aus versichert, für unzweifelhaft gilt, daß der Marschall Mac Mahon im Falle eines Rücktritts des Ministeriums ein conservatives Cabinet ernennen würde. — Was die in den Pariser politischen und finanziellen Kreisen in Bezug auf Serbien herrschende Stimmung anlangt, so hatte sich dieselbe der „R. Blg.“ zufolge bereits wieder beruhigt, da man zu der Einsicht gelangt war, daß selbst ein Krieg Serbiens mit der Türkei die Erhaltung des europäischen Friedens nicht gefährden würde. — Auch dem „Tempo“ zufolge verweist man in diplomatischen Kreisen noch nicht an der Ausgleichung der Schwierigkeiten und führt zur Begründung dieser Übersicht an, daß die europäischen Mächte entschlossen seien, die Nichteinmischungspolitik aufrecht zu erhalten und daß Serbien eine Tollheit begehen würde, wenn es die Verantwortlichkeit eines Angriffes auf sich nähme.

In England hat sich, wie die neuesten parlamentarischen Verhandlungen über die auswärtige Lage beweisen, die conservative Regierung in kritischen Stunden ihrer Aufgabe so gemacht gezeigt, daß Freund und Gegner mit ihr zufrieden sind und ihr gern nach alleinigem Gedenken die Leitung der auswärtigen Politik überlassen. Weniger glücklich ist, wie eine Londoner Correspondenz der „R. Blg.“ hervorhebt, die Regierung in den Arbeiten der inneren Politik; in dieser drohen ihr manche erhoffte Früchte unreif abzufallen. Wenn sie, wie anzunehmen, das wichtige Unterrichtsgesetz durchführen will, so dürfte für die Universitäts-Reform-Vorlagen von Cambridge und Oxford für die Gesetze über Einschätzung zur Localbesteuerung und über Vereinigung der Ströme in dieser Session schwerlich noch eine Aussicht auf Erledigung bleiben.

Nach den aus Amerika eingetroffenen näheren Nachrichten über die demokratische Convention von St. Louis hat Mr. Tilden, der Gouverneur von New-York, im ersten Wahlgange von den für eine Wahl erforderlichen 492 Stimmen 403, Mr. Hendricks 133, Mr. Hancock 75 u. s. w. erhalten. Im zweiten Wahlgange wurde Tilden zum Kandidaten für die Präsidentschaft nominiert.

Das Comité des Repräsentantenhauses für auswärtige Angelegenheiten hat einer Specialdepeche der „New-York Times“ zufolge nach einer Berathung mit dem Staatsdepartement beschlossen, die Kündigung des zwischen den Ver-Staaten und England bestehenden Auslieferungsvertrages zu befürworten. Der Bericht wird die amerikanische Position nachdrücklich unterstützen, aber empfehlen, daß die Schwierigkeit dadurch umgangen werden möge, indem in dem neuen Vertrage ausbedungen wird, daß ausgelieferte Personen nur wegen der im Vertrage aufgeführten Vergehen vor Gericht gestellt werden sollen.

Deutschland.

Berlin, 30. Juni. [Der Orientkrieg in Sicht und die Intervention der Mächte. — Das Wahlmanifest des Centrums. — Petitionen zur Städteordnung.] Die ersten Schärfen an der türkisch-serbischen Grenze werden hier noch immer mit einem gewissen Misstrauen, jedenfalls nicht als offizielle Eröffnung der Feindseligkeiten aufgenommen. Inbessern wird die Abreise des Fürsten Milan nach dem Hauptquartier als eine Thatsache betrachtet, welche beinahe der offiziellen Kriegserklärung gleich kommt. Diese soll an die Türkei nicht vor dem 10. Juli erfolgen und in jenen unserer

politischen Kreise, welche an der Erhaltung des Friedens das meiste Interesse nehmen, ist man der Ansicht, daß eine Intervention der Großmächte noch in der letzten Stunde einen Vergleich zwischen den feindlichen Parteien herbeiführen könnte. An der Hand dieser diplomatischen Intervention sollen die Mächte Vorkehrungen zu einer militärischen Einmischung treffen, wobei der unterrichtete Personen mit immer größerer Bestimmtheit sprechen. Es wird zugegeben, daß Österreich die Localisierung des serbisch-türkisch-montenegrinischen Krieges nur so verstehen könne, daß die Garantienräte in dem Momente zur Action schreiten, wo der Krieg eine für die Ruhe der benachbarten Staaten drohende Gestalt annimmt. Von russischer Seite wird jedoch bestreitet, daß über die Bedingungen einer Intervention andere Absichten kund gegeben sind, als man im Wiener Ballhausplatz (Auswärtiges Ministerium) gehalten möchte. In Kissingen seien die Vorschläge Russlands in Erwägung gezogen worden, ob aber eine Zustimmung erfolgen werde, sei heute noch fraglich. Vom Grafen Schwalloff wird berichtet, daß ihm eine Versöhnung mit dem britischen Cabinet gelungen sei und man legt ihm den Auspruch in den Mund, daß Russland nicht das Mindeste einzumenden habe, wenn ihm England in der Verbesserung des Loses der türkischen Slaven Concurranz machen wollte. Auf diesen Boden wird sich die Politik Deutschlands auch stellen können, denn damit wäre bewiesen, daß Russland sich allerdings nicht offen am südslavischen Krieg mit den Türken beteiligen wolle, aber daß es als Anwalt Serbiens und Montenegro im Falle des Sieges oder der Niederlage auftreten wolle. Somit würde die Intervention der Mächte so zu verstehen sein, daß vor dem Abschluß des Friedens die Garantienräte dem Duell ein Ende machen und die orientalische Frage ihrer Lösung ohne einen europäischen Krieg entgegenführen. Aus einem Belgrader Briefe vom 26. entnehmen wir folgende Mitteilung: Der Kriegsminister Nicolic entwickelt eine außergewöhnliche Thätigkeit und es ist Hoffnung vorhanden, daß es namentlich an Offizieren in der Armee nicht sehr schien wird. Der Andrang aus fremden Armen ist sehr groß und bis jetzt haben sich allein schon 14 preußische Offiziere gemeldet. Auch aus Russland ist neuestens wieder ein Oberst eingetroffen und hat das Commando der Cavallerie erhalten. Derselbe, Namens Despotovic, ist ein geborener Serbe, kämpfte 1848 in Ungarn unter Kukanin und Stratimirovic und trat dann in russische Dienste ein. — Die ultramontanen Blätter veröffentlichen das Wahlmanifest der Centrumsfaktion des Abgeordnetenhauses. Die Herren sind fröh am Platze, weil gerade ihnen die treifliche Parteidoktrin erlaubt, verschwendisch mit den Agitationsmitteln umzugehen. Andere politische Parteien glauben hingegen ihr Pulver noch nicht verschleien zu müssen und halten mit ihrem Wahlprogramm zurück. Das Manifest der Centrumsfaktion läßt zwar auch ein solches vermissen, aber es weist doch wenigstens auf das bekannte Programm hin und fordert die Wähler auf, sich als gute Christen vollzählig bei den Wahlen zum Abgeordnetenhaus zu beteiligen, weil die kommende Session noch viel wichtiger (wahrscheinlich wegen des Unterrichtsgesetzes) als die gegenwärtige sein wird. Mit prophetischem Hinblick auf das große Event, dessen sich die Ultramontanen bewußt sind, daß wir indessen noch nicht kennen, sagt das Wahlmanifest: „Wir stehen an einem ernsten Wendepunkte.“ Eine entfernte Ahnung davon erhalten wir jedoch durch die Phrase, daß „bei der Fortdauer des von uns nicht verhinderten Kampfes mit allen geleglichen Mitteln für die Sache der Wahrheit, des Rechtes und der Freiheit eingetreten werde.“ Die Caplanpresse wird die neuen Variationen auf dieses alte Thema zu besorgen wissen. — Innerhalb der liberalen Parteien des Abgeordnetenhauses ist man überein gekommen, die Städtevertretungen zu veranlassen, Petitionen betreffs der Städteordnung für die nächste Landtagssession vorzubereiten. Es soll darin Stellung zu den in dritter Lesung gefassten Beschlüssen des Ab-

Sturmflut.

Ein Roman in sechs Büchern
von Friedrich Spielhagen.

Zweites Buch.

Fünftes Kapitel.

wie Dein seliger Großvater, dem Du überdies wie aus den Augen geschnitten bist.

Ihre eigenen Augen waren während dieser Worte wieder naß und auch wieder trocken geworden.

Ich denke, Onkel Ernst soll sein ganzes Ebenbild sein, sagte Reinhold; — und den sehe ich doch nun schon gar nicht ähnlich.

Nicht ähnlich? rief Tante Ritschen; — na dann weiß ich nicht, was Ähnlichkeit ist! Ich weiß ja überhaupt nichts — sagte er.

Sie hatte den Strickstrumpf zur Hand genommen und arbeitete mit der nervösen Hastigkeit von vorhin; auch lag eine große Bereitheit in dem Tone der letzten Worte, die spitz und scharf durch die zusammengepreßten Lippen kamen.

„Er“ bedeutete zweifellos der Onkel; aber Reinhold hielt es für geraten, ein wenig zu lavieren, bevor er in diesen Cours steuerte.

Wie meinst Du, liebe Tante? fragte er.

Du willst mich nicht verstehen, erwiderte Tante Ritschen mit einem scharfen Blick über die Brillengläser weg. — Du willst nicht sehen, wie er seine einzige Schwester behandelt, und daß er mich tyrannisiert, daß er uns Alle tyrannisiert! so heißt es ja wohl?

Aber, liebe Tante, dann ist es doch eben die Art des Onkels, und Du kannst Dich nicht besonders darüber beklagen.

Wohl kann ich es, rief Tante Ritschen, — denn gegen mich armes Wurm ist er ja noch immer ganz besonders schlecht. Und warum? weil er immer denkt, ich würde mir zu viel herausnehmen; und ihm am Ende gar widersprechen in seiner Politik und in seiner Geographie und Geschichte und all dem Kramkram, den er sich in den Kopf gepackt hat. Davon verstehen wir Frauenzimmer nichts! das ist nicht für uns! das versteht er ganz allein, das ist Alles ganz für ihn allein! Natürlich ist es für ihn allein, wenn er uns die Bücher vor der Nase wegzieht und die Zeitungen unter den Händen wegnimmt. Er hat doch auch in seiner Jugend nichts gelernt; er sollte doch wissen, wie es ist, wenn man stumm dabei sitzen muß und keine Ahnung hat, ob Timbuktu, oder wie es heißt, eine Stadt, oder Fisch oder Fleisch ist, und nicht einmal fragen darf — er sollte das doch wissen.

Die Stricknadeln klapperten immer nervöser; die Brille war ihr so tief auf die Nasenspitze gerutscht, daß sie, ohne herabzufallen, nicht weiter gleiten durfte; die dünnen Lippen konnten sich nicht mehr zusammenpressen, wenn die scharfen Worte noch einen Ausgang finden sollten.

Es ist gewiß nicht recht von dem Onkel, sagte Reinhold; — daß er so wenig mittheilsam ist, und den Wissensdrang anderer so gering achtet; aber man findet das bei Autodidakten öfter.

Bei wem? fragte Tante Ritschen.

Bei Leuten, die ihr Wissen sich selbst verdanken. Ich habe einen alten Neger gekannt, der es ohne alle Anleitung, durch eigenen ungünstigen Fleiß bis zum Schiffscapitän gebracht hatte und wirklich ganz ungewöhnliche nautische und astronomische Kenntnisse — Kenntnisse in der Schifffahrt- und Sternenkunde, Tante — besaß: dafür uns Andere aber Alle für heillose Ignoranten hielten.

Was ist das nun wieder?

Nichtsässer, Tante.

Aber der Onkel ist kein Neger, sagte Tante Ritschen, — und selbst ein Neger, wenn er eine Tochter hat, die wegen ihrer Schönheit in

ganz Berlin berühmt ist, und jeden Tag die reichste und größte Partie machen könnte, wenn sie wollte, nur daß sie nicht will, und wenn sie einmal nicht will, da ist sie dann ganz seine Tochter, da bringt sie kein Mensch dazu und wenn er sich auf den Kopf stellt. Und Anders versichert, daß sie wirklich ein großes Talent habe, und alle Leute sagen es ja; ich verstehe nichts davon; ich verstehe überhaupt nichts — er hält es natürlich Alles für dummes Zeug und Larvart.

Und doch möchte ich behaupten, daß der Onkel im Stillen sehr stolz auf Ferdinand ist.

Warum? Tante Ritschen warf über die Brillengläser einen ihrer forschendsten Blicke auf Reinhold.

Ich habe gestern Abend mehr als einmal seine Augen mit einem Ausdruck auf ihr ruhen sehen, den ich mir nicht anders erklären kann.

Meinst Du?

Tante Ritschen hatte ihr Strickzeug in den Schoß sinken lassen, ihre Augen hatten sich wieder mit Thränen gefüllt, welche diesmal nicht alsbald verschwanden.

Siehst Du, sagte sie, — das denke ich auch oft. Ich denke oft: es ist ja ganz unmöglich, daß er keinen Menschen liebt, denn er kann ja kein Thier leiden sehen, und möchte sich am liebsten vor die großen Wagen spannen und die alten Marmorböcke ziehen, damit nur die dicke Pferde sich nicht zu quälen brauchen. Und dabei qualità er sich selbst, und sorgt und arbeitet für alle Welt, für Kreith und Pleithi, die es oft gar nicht verdienen und ihm mit dem schönsten Undank all' seine Gutthalten lohnen. Und darum muß er ja auch wohl Wein trinken, denn kein Christenmensch könnte das aushalten, was er sich zumuthet, und ich habe ja auch gar nichts gegen ein Glas, oder so — ich trinke manchmal wohl selbst eins, wenn ich recht abgespannt bin und es bekommt mir ganz gut und hilft mir wieder auf meine alten Beine, aber zwei Flaschen, oder drei — ich bin überzeugt, daß ihn noch einmal der Schlag führt.

Die Thränen hielten sich jetzt für ihre Zursichtshaltung schadlos und ließen in Strömen über die eingefallenen Wangen. Auch Reinhold war gerührt: es lag so viel echte Liebe in dieser Anerkennung von ihres Bruders guten Eigenschaften, in dieser Sorge für ihn — einer Sorge, die noch dazu, wie er sich heimlich eingestand, nicht so unbegründet schien.

Gi, Tante, sagte er, Du darfst auch nicht zu ängstlich sein. Wir Schmidt's sind eine dauerhafte Race, und nun gar der Onkel darf sich schon mehr zumuthen als Andere. Überhaupt, wer, wie ich, frisch und unbefangen an ihn herantritt, sieht, glaube ich, besser und klarer, was und wie er ist; und da kann ich Dir nur sagen, Tante: mich sollte es nicht wundern, wenn der Onkel die rauhe Seite gesittlich hervorkehrt, weil er nicht alle Welt wissen lassen will, wie weich und zugänglich sein Herz ist. Ich habe schon mehr als einen so gekannt.

Hast Du? sagte Tante Ritschen eifrig, während die Thränen bereits wieder eintrockneten. — Nun ja, Du bist viel in der Welt herumgewesen und hast viele Menschen gesehen: Heiden und Neger und Türken, und bei denen mag so etwas ja wohl öfter vorkommen, was sich für einen Christenmenschen nicht schickt; und ich habe mir so etwas Aehnliches in meinem dummen Verstande selbst zusammengereimt; aber dann erkläre mir doch auch, wie es menschenmöglich ist, daß ein Vater

Reinhold hatte sich zu Ehren des Tages ganz frisch angezogen, oder, nach seinem eigenen Seemannsausdruck — „Sandstein“ gemacht. So konnte er denn mit dem Alten zugleich das Zimmer verlassen, um Tante Ritschen aufzufinden. Es war ihm ganz lieb, mit der Tante erst noch ein wenig plaudern zu können, und daß sie das Plaudern nicht verlernt habe, glaubte er trotz ihrer Schweigsamkeit von gestern Abend nicht befürchten zu müssen.

Tante Ritschen saß an dem einen Ende des Frühstückstisches hinter einer Wiener Kaffeemaschine und strickte — die Brille tief auf der Nase — mit großer Schnelligkeit, so in ihre Arbeit und Gedanken versunken, daß sie Reinhols Eintreten nicht bemerkte und nun mit einem nervösen Schrei zusammenfuhr. Dann aber streckte sie ihm die Hand entgegen mit einem Lächeln, das jedenfalls sehr freundlich gemeint war, wenn ihr dabei auch dicke Thränen in die Augen traten, welche eben so plötzlich, wie sie gekommen, verschwanden, als wären sie nicht gewesen.

Ich habe den Kaffee wieder frisch gemacht, sagte sie; — ich denke, daß Du nach dieser Seite schrecklich verwöhnt bist.

Nach dieser Seite nicht, und nach keiner, erwiederte Reinhold heiter.

Das gute alte Schmidt'sche Blut! sagte Tante Ritschen; — ganz

geordnetenhauses genommen und die Aenderungen des Herrenhauses mit aller Entscheidendheit zurückgewiesen werden. Die Städtefrage sollen nochmals berufen und Modificationen mancher ihrer Beschlüsse vorgenommen werden.

Δ Berlin, 30. Juni. [Das Ende der Landtagssession] kennzeichnet unsere gegenwärtigen Zustände in genauer Uebereinstimmung mit den Reden, welche neulich Birchow und Haniel darüber hielten und von denen die Haniel's, weil sie in später Stunde gehalten wurde, in den Kammerberichten nur in einem unbedeutenden Bruchstück vertreten ist, weshalb sich ein nachträglicher Abdruck des stenographischen Berichts empfehlen würde. Das Comptenzgesetz erschien dem Minister notwendig — und siehe da! das Herrenhaus trat in beschlußfähiger Anzahl — drei Mann hoch sogar noch über die Beschlußfähigkeitsziffer von 60 — wieder zusammen, und obwohl darin politisch wichtige liberale Beschlüsse des Abgeordnetenhauses vorlagen, forderte der Minister Annahme des Gesetzes und das Herrenhaus „verschluckte es so glatt wie eine Auster“ — wie Richter es heute bezeichnete. Dahingegen stellte der Minister dem Herrenhause die Beschlußfassung über das Gesetz, betreffend die Befähigung für den höheren Verwaltungsdienst wiederum anheim, und das Herrenhaus verstand den Wink und war mit der neulichen Concession, mit der kaum (mit 169 gegen 162 Stimmen) bewilligten Concession noch nicht zufrieden und beharrte auch bei dem Gesetzentwurf betreffend die Umzugskosten der Staatsbeamten auf Anweisung des Herrn Ministers bei seinen Beschlüssen. Dass nun von einer weiteren Nachgiebigkeit des Abgeordnetenhauses auf liberaler Seite keine Rede mehr war, ist sehr erfreulich. Der Mission, der durch Annahme des Antrages Nickert-Löwenstein für die Zulassung der unstudirten und unexaminierten Landräthe vorgestern die neuliche Einmuthigkeit der liberalen Parteien wieder zerstört hatte, ist wieder verklungen. Der Abg. Lasker, der an der Annahme jenes Antrages die meiste Schuld trug, half heut dazu, die der Würde des Hauses entsprechende Antwort zu geben; man setzte beide Gesetze von der Tagesordnung ab. Der Versuch, noch Petitionen u. dgl. zu berathen, wurde bald aufgegeben; der Abg. Heiliger, oder war es ein anderer? stellte mit Erfolg den Antrag auf Vertagung der Sitzung oder „auf Schluss der Legislaturperiode.“ Nunmehr bedurfte es nur noch der Schlussformalitäten. Der Vice-Alterspräsident v. Bonin (v. Gerlach ist der Verteile) brachte den Dank an den Präsidenten, rachdem dieser in Zahlreichen dessen enormen Fleiß nachgewiesen hatte. Der Präsident v. Bennigsen dankte sehr eingehend, füllt als denke er nicht daran, das schwierige Amt in der künftigen Legislaturperiode zu übernehmen. Dass er als Präsident stets nach Möglichkeit „vergessen, welcher Partei er angehört“, dass er also sich eher musterhaften Unparteilichkeit befassen und auch sonst alle Eigenschaften eines tüchtigen Präsidenten entwickelt hat, muß ihm jede politische Partei zugestehen. Zeigt das Hoch auf den Kaiser und die Verleihung der Schleißigs-Cabinetsordre in gemeinschaftlicher Sitzung beider Häuser des Landtags. So endete die 7. Sitzung der 12. Legislaturperiode des Preußischen Landtags. Das erste Dutzend Legislaturperioden, seit Preußen vom Absolutismus zur constitutionellen Verfassung überging, wäre somit glücklich beendet. Ob die 13. Legislaturperiode eine der ominösen Ziffer entsprechende böse für die Freiheit und das Recht des Volkes werden wird, hängt von den Wählern ab. Eine festere, wenn auch kleinere liberale Mehrheit ist zu wünschen!

[Graf Harry Arnim] ist, wie der „Sprudel“ melbet, in Carlsbad angekommen.

[Erklärung.] Die „Norddeutsche Allg. Ztg.“ erklärt:

Der Verfasser eines fortschrittlichen Wahlzeitels hat sich neuerdings wiederholt die Behauptung erlaubt, daß der Geh. Ober-Regierungsrath a. D. Wagner „die Norddeutsche Allgemeine Zeitung“ eben so wie die Ukrainerprese dirigire! Dem gegenüber erklären wir ein für alle Mal, daß die

„Norddeutsche Allgemeine Zeitung“ zu Herrn Geh. Rath Wagner nicht die allergeringsten Beziehungen unterhält und mit demselben in keinem Verkehr irgend welcher Art steht. Alle gegentheiligen Behauptungen gehören in das Gebiet der bewussten oder unbewussten Lendenzügen“.

[Herr Gregor Samarow] bekannt als Verfasser einer Anzahl sensationeller Romane, alias Herr Meding, eidevant hannoverischer Regierungsrath, ist derzeit in einem sonderbaren Prozeß verwickelt, einen Prozeß, der noch aus jener Zeit vor 1870 herstammt, in der er noch in Paris lebte. Damals wurde er mit anderen Deutschen in nicht sehr höflicher Weise aufgeföhrt, die Hauptstadt der großen Nation so schleunig als möglich zu verlassen. Das that er auch, aber der Hausherr, — solche französische Bourgeois sind oft eigenmögliche Leute, — behauptete hartnäckig, Herr Meding habe damals in der Cite vergessen, gewisse finanzielle Angelegenheiten zu ordnen, und so verklagte jener prosaistische Pariser Spießbürger den Romanforscher bei Berliner Gerichten. Der also Verklagte aber hat darauf hin den gewiss seltsamen Einwand gemacht, jener Hausherr habe ihm während der Zeit seiner Abwesenheit von Paris allerlei Papiere entfremdet und diese dem König Georg zum Kauf angeboten, Briefe, die geeignet gewesen wären, ihn bei seinem ehemaligen Monarchen zu compromittieren.

Δ Düsseldorf, 30. Juni. [Die vierte Versammlung des deutschen Vereins für öffentliche Gesundheitspflege] wurde gestern eröffnet. Nach einem Vortrag des Oberstabsarztes Dr. Börner (Berlin) über den Stand der öffentlichen Gesundheitspflege wurden folgende Thesen zum Beschluss erhaben: 1. Die direkte Ableitung des städtischen Canalwassers in stehende Gewässer ist, sei es, daß sämtliche menschlichen Excreta in dasselbe gelangen oder nicht, in der Regel aus sanitären Gründen bedenklich. Wie weit die Flüsse nach der Wassermenge, Geschwindigkeit, geologischen Beschaffenheit der Flüsse zu gestalten sei, sollte möglichst durch exakte, gesetzliche Normen festgestellt werden. Zur Vorbereitung der letzteren beantragt der Verein für öffentliche Gesundheitspflege beim Reichskanzleramt: System-Untersuchungen in den deutschen Städten. Immer aber ist diese Einleitung als ein volkswirtschaftlicher Nachteil zu kennzeichnen. 2. Die Verieselung geeigneter, mit Culturpflanzen bestandener Ländern ist, eine rationelle Anwendung technisch richtiger Prinzipien vorausgesetzt, erfahrungsmäßig das einfachste und durchschlagendste Mittel, das Canalwasser sanitär unschädlich zu machen und es gleichzeitig zu Gunsten der Interessenten landwirtschaftlich in betriebigstem Maße auszunützen. 3. Bei der öfters vorliegenden Schwierigkeit der Erwerbung eines Neufeldes in passender Lage der Städte erwächst den Regierungen, welche die Städte mit der Obhut für die sanitären Interessen belasten, gleichzeitig die Verpflichtung, denselben auch das Expropriationsrecht für die erforderlichen Maßnahmen so weit als nötig zu gewähren.“

Der am Tage vorher verammelte Aerzte-Vereinstag faßte folgende Resolution: „Der deutsche Aerztetag hält die gegen das Reichsgesetz in einzelnen deutschen Ländern aufgetauchte Agitation für nicht berechtigt und erklärt sich für die Aufrechterhaltung des Reichs-Imperialgesetzes.“

Dresden, 30. Juni. [In der gestrigen Sitzung der ersten Kammer] trat dieselbe ein in die Beratung des Gesetzentwurfs über die Ausübung des staatlichen Obergutsrechts über die katholische Kirche. In der mehrstündigen Generaldebatte erklärten sich Se. Königl. Hoheit Prinz Georg, Präsident von Zehmen, Kammerherr von Erdmannsdorf und Bischof Bernert gegen den Entwurf. Kammerherr v. d. Planitz und Staatsminister a. D. v. Falkenstein äußerten unter gewissen Bedingungen ihre Bereitwilligkeit, dem Entwurf zuzustimmen, als Vertheidiger desselben traten außer dem Staatsminister Dr. von Gerber und den Deputations-Mitgliedern Präsident von Criegern, Geh. Rath von König und Referent Dr. André noch Professor Dr. Fricke und Oberhofprediger Dr. Kohlshütter auf. Nach längeren Specialdebatte wurde schließlich der Gesetzentwurf als Ganzes mit 22 gegen 17 Stimmen angenommen. Die Erklärung des Prinzen Georg lautete:

„Ich bin gegen die Vorlage, da ich von meinem Standpunkte aus dem Staate nicht das Recht zugestehen kann, seine Stellung zur Kirche einseitig zu regeln. Bereits die bisherigen gesetzlichen Bestimmungen sind nicht günstig für die katholische Kirche. Da ich überzeugt bin, daß das Gesetz doch zu Stande kommen wird, so will ich nur noch den dringenden Wunsch aussprechen, daß bei der vereinfachten Ausführung des Gesetzes nicht, wie bisher, der Geist des Missbrauchs gegen die katholische Kirche, der auch aus den Motiven hervorbrechend, sich geltend machen, sondern an seine Stelle der Geist des Vertrauens treten werde.“

mit einem Herzen, wie Du sagst, gegen seinen Sohn ist, wie er gegen Philipp — das erkläre mir doch auch einmal!

Wenn ich nur erst wüßte, wie er gegen Philipp ist, Tante! Es scheint ja leider ein vollkommener Bruch zwischen ihnen stattgefunden zu haben?

Ja, ist es nicht schrecklich? sagte Tante Ritschen; — und die Seeen! Herr meines Himmels, wenn ich daran denke! Nun, das ist vorbei; — sie sehen sich schon seit zwei Jahren nicht mehr; und Philipp braucht uns ja auch nicht; er soll ja so durchbarreich sein — mehrere Millionen, sagt Justus — und jetzt läßt er sich ein Haus in der Wilhelmstraße bauen, wo jede Quadratrute fünf Thaler kostet, oder fünfhundert oder fünftausend — ich weiß es nicht — ich kann keine Zahl behalten; und Anders soll ja vier oder vierundzwanzig Figuren für den Flur und für die Treppe machen und die Treppe wird ganz von canarischem Marmor — so heißt er ja wohl: und ich sehe nicht ein, was das für eine Schande ist, wenn man es vom einfachen Maurermeister, der er war, so weit gebracht hat. Siehst Du denn das ein?

Bis ich nicht weiß, wie er es dahin gebracht hat, liebe Tante — Wie? wie? rief Tante Ritschen; — fängst Du nun auch schon an! Was kann er denn groß gehabt haben? hat er denn geflohnen? ist er irgendwo eingebrochen? hat er schon Brand gestiftet? oder gewegelagert? wartet doch erst ab, bis er das thut! wartet es doch erst ab!

Aber, Tante, ich habe ja gar nichts gegen Philipp gesagt; — ich bin ja vollkommen unparteiisch! rief Reinhold.

Ja wohl unparteiisch! entgegnete Tante Ritschen; — wenn Ihr Ihr bei jeder Gelegenheit in den Himmel erhebt, und ihm Gladusen sagt, daß er stolz wie der Großfürst werden muß. Und Philipp mag ja wohl manchmal ein bisschen rücksichtslos und egoistisch sein; aber gegen mich ist er immer ganz freundlich gewesen, und noch gestern, als er mir in der Potsdamerstraße begegnete, hat er mir gesagt: wenn du Geld brauchst, Tante, dann komm nur zu mir; du kannst jeder Zeit haben, wie viel du willst. Na! ich brauche keins, Gott sei Dank! und was ich brauche, gibst er mir ja; aber ein Neffe, der seiner armen alten Tante auf der Potsdamerstraße am hellen lichten Tage Geld aus freien Stücken anbietet, der ist kein Räuber und kein Mörder, sage ich. Und nun mach' nur, daß Du zu ihm kommst; er fragt und verlangt sonst nach keinem Menschen, aber von Dir hat er immer haushohe Stücke gehalten, und Deine Neisen immer mit rothen Bleistiften auf den Karten verfolgt. Und das ist ja auch nur in der Ordnung, ich meine nicht mit den Bleistiften, aber wenn man von seinen Verwandten was hält. Ich könnte für Jeden durchs brennende Feuer gehen — für Jeden! mir ist einer wie der Andere; man ist entweder ein Schmidt, oder man ist kein Schmidt; man hat entweder Schmidt'sches Blut in den Adern, oder man hat es nicht. Das mag ja wohl sehr beschränkt sein — bornirt, heißt es ja wohl? aber es ist nur einmal meine Ansicht, und darauf lebe und sterbe ich. Und wenn ich erst einmal tot und begraben bin, werdet Ihr ja wohl einsehen, wie gut die alte Tante es mit Euch Allem gemeint hat. Und was ich noch sagen wollte: Ferdinand und Justus sprechen davon, heute in die Kunstsammlung zu gehen; und ob Du wohl mitgingst? Ich werde natürlich zu Hause bleiben, ich verstehe ja nichts davon — ich verstehe überhaupt nichts.

In der zweiten Kammer beantwortete Staatsminister Frhr. v. Friesen eine Interpellation des Abg. v. Hause, lautend:

- 1) Hat die I. Staatsregierung v. der beabsichtigten Übernahme des Betriebes der Berlin-Dresdner Bahn durch die I. preußische Regierung, insbesondere seitens der letzteren selbst, Kenntnis?
- 2) Ist die I. Staatsregierung der Ansicht, daß diese Betriebsübernahme auf dem zu dem sächsischen Landesgebiete gehörigen Theile der gesuchten Bahn, Landeshoheitswegen ohne Zweck, der die I. preußische Regierung drücklich Zustimmung erfolgen könne?

München, 30. Juni. [Antrag.] In seinem Referat über den Galus-Gat beantworte Herr Abg. Dr. Anton Schmid die Aufhebung des „Obersten Schulrates“ mit Schluß des Jahres 1876 und begründet seinen Antrag mit folgenden kurzen, aber verständlichen Worten: „Die Mehrheit des bayerischen Volkes will die Thätigkeit des „Obersten Schulrates“ nicht noch bezahlen, da fast jede Anordnung, die von da ausgeht, seine Anschauung verletzt, z. B. die Verminderung der Religionsstunden, der Gottesdienste, Anordnung über Ertheilung des Geschichts-Unterrichts u. c.“

Schweiz.

Zürich, 28. Juni. Aus den Verhandlungen des Nationalraths und des Ständeraths. — Zum Schützenfest. — Zur Unterstützung der Wasserbeschädigten. — Die deutschen Hilfsvereine. — Kirchliches. — Persönlichkeit. Die Landesväter scheinen noch lange nicht fertig zu werden. Der Nationalrat nahm bei Prüfung des Militärapartments im Rechenschaftsbericht des Bundesraths einen Antrag an, nach dem die Lehrer außer der Recruitenschule nicht weiter zu dienen hätten, sobald die Schule darunter leide. Der Bundesrat soll die Frage untersuchen, obgleich der Vorsteher des Militärdepartements, Bundesrat Scherer, nichts davon wissen wollte und sich darauf berief, daß Befreiungen im Interesse der Schule ja immer gestattet würden. Scheuchzer, praktischer Arzt, stellte den hoch- und wohlwissen Antrag, daß die Zwangsimpfung in der Armee eingestellt werde, bis gesetzliche Bestimmungen darüber getroffen seien. Der demokratische Scheuchzer von Zürich und der clericale Seegerer von Luzern waren Ein Herz und Eine Seele, daß das Impfen Nichts nütze sei, ja sogar die Menschen vergesse; die zu Gunsten desselben vorgeführte Statistik sei der reinste Humbug. (Solchen Leuten ist nicht eher zu helfen, als bis sie selbst die solidesten Blätter bekommen.) Bundesrat Scherer machte mit vollem Rechte die Erfahrungen des deutsch-französischen Krieges und der Bourbaki-Armee geltend, welche der Schweiz die schönste Blatterepidemie bescherte. Der abberitische Antrag wurde denn auch mit wohlverdienter Tagesordnung begraben. — Der Ständerat genehmigte die revidirten Verfassungen von Schaffhausen und Zug; aus letzterer waren die früher abgelehnten Bestimmungen über Kirche und Schule ausgemerzt. Sodann bewilligte er 230,000 Francs Nachcredite, besonders für das liebe Militär. — Die Gotthardsbahndirection legt dem Bundesrat verschiedene Entwürfe vor, nach welchen der Bahnbau weit billiger herzustellen wäre und es nur noch einer mäßigen Subvention à fonds perdu bedürfte. — Das eidgenössische Schützenfest hat schon an 173,000 Francs Ehrentage zur Verfügung. — Der Bundesrat erläßt einen warmen Aufruf zu Gunsten der Wasserbeschädigten. Das Thatsächliche des Nationalunglücks geben folgende Sätze: „In Folge der Regengüsse vom 10. bis 12. Juni ist ein Theil unserer Flüsse über die Ufer ausgetreten und zu einer seit Menschen-

Die Brille hatte ihren tiefsten Stand erreicht, die Nadeln bewegten sich mit unheimlicher Schnelligkeit.

Reinhold glaubte das Klappern noch zu hören, als er bereits in dem Garten war, in welchen aus dem Speisezimmer eine Glashütte führte. (Fortsetzung folgt.)

Berliner Herzengesetzungen.

Berlin, 29. Juni.

Den längsten Tag haben wir hinter uns, durch die immer bemerkbar aufzämmenden Pleite-Awende gehen wir der Nacht des Nichts entgegen. Ob durch diese Nacht zum künftigen Licht, wollen wir als nicht rationnitende Staatsbürger mit loyaler Resignation abwarten. Pleite-Krach auf Pleite-Krach folgt wie das Knallen eines Pelsonion-Feuers auf einander und beängstigt unser nach Ruhe sich schneidendes frommes Gemüth bis zu dem Verzweiflungs-Wutisch, daß doch endlich je eher, je lieber die Weltall-Bvernichtungs-Explosion, dem Hangen und Bangen ein Ende machen möge. Pleite-ringrumher, — vor uns, hinter uns. Überall stellt sich dieses zähnesletschende Ungeheuer der Zeit denen, die vor ihm flüchten wollen, entgegen. Keine Rettung vor dieser unersättlichen Bestie, die doch ihren Wanst bereit durch die aus dem Felde der Gloire herausgewachsenen 5 Milliarden zum Zerplatzen vollgestossen hat und sich doch noch nicht gefästigt, sondern ihrem Appetit ein mangeant gesteigert zu haben scheint, auch in den Reiben ehrlicher, vertrauungsfreier Leute tabula rasa zu machen sich bemüht. — Wenn man jetzt allmäßig dran geht, den betrügerischen Gründern, die vorzugsweise die trübselige finanzielle Lage herausbeschworen, gerichlich zu schopfbeuteln, so ist dies freilich ein bankenswertes „Brunnen-Zudecken“, aber doch ein verspätetes, nachdem die vertrauenssicheren Kinder bereits hineingefallen. Mit freudiger Genugthuung lesen wir, daß, nachdem man Adam's Sohn Abel, also jedenfalls eine distinguirte Person aus der ältesten Familie der Welt, reif für Plötzigkeit erklärt hat, der General-Staatsanwalt für die Gründer der Wöhler'schen hiesigen Maschinenfabrik nicht das „Vivat“, sondern „Pereat sequens“! wegen Betrug ausgesprochen hat. Publikum begleitet diese Katastrophe mit aufreitigem Bravo. Was dieses fiat justitia den Betrogenen aber helfen wird, — weiß der Himmel. Ich sehe jetzt ein, daß es nicht gut ist, dem Fortschritte in dieser Branche so wenig Theilnahme zu widmen, wie ich es gethan. Vor einem Jahre bezahlt mir ein Bekannter — der vor einem halben Jahr gestorben — eine kleine Schuld, einen Theil derselben im Betrage von 20 Thalern tilgt er, indem er nur 2 Dividendenscheine der Berliner Nord-Eisenbahn-Gesellschaft à 10 Thlr. übergibt. Ich, der ich, wie gesagt, von diesen Gründer-Geschichten in Wahrheit ganz und gar nichts verstehe, nehme die Scheine mit vollständigem Vertrauen, daß mir die Unterschrift der Direction: „Fürst Putbus und Prinz Birn v. Curland“ und der Respect vor solchen erlauchten Namen einsicht, an. Gestern, als ich die nöthigen Mittel zu meiner bevorstehenden Reise mühsam zusammensuchte, will ich auch diese zwei Zehnthalter-Zettel bei einem Banquier in Klingende Münze umsetzen. Der Mann aber lacht mich aus und gibt mir mit höhnischem Lächeln einen sehr despectirlichen Rath. Somit haben nun meine Finanz-Studien begonnen, denen ich von jetzt an mich mit grossem Eifer hinzugeben gedenke. — Flora, das Charlottenburger „Mädchen für Alles“, ist nun wirklich

am Anfang des Endes angelangt. Herr Carsten, der frühere Besitzer des Grund und Bodens, soll den Herren, die ihm ein Capital von 300,000 Thaler schulden, dies gefündigt haben und damit wäre dann die Pleite fertig. Nach der Flora-Lotterie, die am 1. Juli stattfinden soll, wird es an Papier zur Tapezierung eleganter Closels nicht mangeln.

Auch die Pleiten in der Theaterwelt werden am 1. Juli zum faißt accompli gedeihen. Eine erfreuliche Anzahl macht an diesem Tage ihre Bude zu mit der zweifelhaften Bemerkung: „bis auf Weiteres.“ Das ist eine etwas dehnbare Bezeichnung. Director Thomas, der Pächter des Woltersdorf-Theater, hat offen erklärt: „Ich kann nicht mehr!“ und hört am 1. Juli definitiv auf. Der Mann ist zu bedauern, da er mit großen Opfern sich bemüht hat, das Publikum zu bestredigen, mit zu großen Opfern, die, was seine den Schauspielern gezahlten Gagen betrifft, complete Verschwendungen waren. Die guten Vorstellungen waren aber schlecht besucht. Jetzt in seinen letzten Tagen bletet er den Berlinern die eile geschundene Raubritter-Kost und hat damit die rechte Appetit-Befriedigung der intelligenten Riedenz getroffen. Das Theater ist allabendlich voll und das Publikum „schmatzt“ vor Bonne, als ob es aus lauter Vampiren bestände, die ja auch behaglich diese hörbare Jungen-Bewegung laut werden lassen, wenn sie in mitternächtiger Stunde sich zum Cadaver-Mahl auf den Kirchhügel versammeln. — Das Darstellungs-Heer unseres Hoftheaters — Oper, Schauspiel, Ballet — ist bereits seit Sonntag beurlaubt und wird eine längere Ferienzeit genießen, als jemals vorher, nämlich zwei volle Monate und eine Woche, dann erst am 1. September wieder in seine hiesigen Standquartiere einrücken, wenn wir uns unterdessen nicht etwa am kriegerischen türkisch-serbischen Spiel begeistern sollten, für das in poetischen Gemüthern sich hier Begeisterung zeigt. Ich freue mich, daß mein genialer Wilhelm Müller, der Dichter der einstigen „Griechenlieder“, nicht mehr lebt, der Gluth-Poet, der sich vielleicht jetzt da capo hinreihen lassen könnte, die verrotteten Serben zu glorifizieren, wie einst — in gutem, poetischen Glauben, seiner Zeit die „Hellenen“. Wenn bisher unsere Kriegsbefürchtung gesteigert wurde durch unser intimes Zusammengehen mit Russland auch in diesem voraussichtlichen Krakehl, so beruhigt uns augenblicklich wieder die Nachricht, daß in Petersburg die sibirische Pest ausgebrochen, diese also schon vor einem „Hand in Hand“-Gehen mit unsern russischen Freunden warnt, wie vor dem zu großen Vertrauen zu unsern Schläfern, ein Vertrauen, dem wir ja auch schon ein Dancer-Geschenk, die Trichinose, zu verdanken haben. Voricht nützt zu allen Dingen. Diesen Rath den Russen gegenüber zu beachten, habe ich von der päpstlichen Regierung gelernt, als ich im Jahre 1834 mit einem Paß der russischen Gesandtschaft in Konstantinopel zu Schiff nach Italien reiste, in welchem ausdrücklich bemerkte war: „Inhaber hat sich hier (in Istanbul) aufzuhalten, zu einer Zeit, in der nur wenige Pestfälle vorgekommen.“ Im Hafen zu Ancona angelangt, wurde mein Paß — nachdem man ihn durch Veränderung desinfiziert hatte — der sanitätspolizeilichen Lecture unterworfen und ich trog der darin enthaltenen Pest-Entkräftigungs-Clauzel und trog meines Rassonitens von der päpstlichen Behörde zu einundzwanzig Reinigungsstagen in der Quarantine-Anstalt condamniert, ein milderes Gefängnis, als Plötzensee, aber dennoch wie alles Aufgezwungene, ein unliebsamer Aufenthaltsort. Folgen wir also

gedenken unerhörten Höhe angeschwollen. In wenigen Stunden war unermesslicher Schaden angerichtet. Dämme und Brücken, Straßen und Eisenbahnen, Wohnungen und Fabrikgebäude wurden von den Wogen fortgerissen oder beschädigt und weithin wurde das Land mit Schutt und Trümmern aller Art bedeckt. Bodenrutschungen haben ganze Weinberge zerstört und mehrere Ortschaften schwer bedroht. Ganze Landstriche der Kantone Thurgau, Zürich, St. Gallen, Appenzell a. Rh. und Aargau haben die Hoffnung auf eine reiche Ernte dahin und bieten das Bild der Verwüstung, andere Theile unseres Vaterlandes sind weniger allgemein, aber nicht minder schwer geschädigt. An den Ufern der Thur, der Töss, der Murg und der Glatt ist eine Reihe von Fabriken zerstört oder zum Stillstand gezwungen, die Hunderte von Arbeitern beschäftigten, von denen alle ihren Verdienst, viele dazu ihre Habe und einige sogar ihr Leben verloren haben." — Die deutschen Hilfsvereine in der Schweiz zählten voriges Jahr 1281 Mitglieder und hatten eine Ausgabe von etwa 29,000 Francs, mit mehr als 18,000 Francs linderten sie Krankheit und Familiennoth und verwendeten über 7000 Francs auf Reise-Unterstützungen. Freie Fahrt wurde in 1565 Fällen gewährt. Die Zahl der unterstützten Personen oder Familien belief sich auf 2575, zur Mehrzahl Handwerker. Unter ihnen befanden sich 584 Preuen, 467 Badener, 404 Würtemberger, 335 Bayern, 321 Österreicher und Ungarn u. c. Vor 12 Jahren wurde das Hilfswesen centralisiert. Seitdem haben die Vereine mit Einschluß der Centralkasse ihre bedürftigen Landsleute mit 206,648 Fr. unterstützt; da sie aber nur 147,619 eigene Einnahmen hatten, so mußte der Überschuss durch die Beiträge der verschiedenen deutschen Regierungen, auch der österreichischen, gedeckt werden. Die Vorstände der Hilfsvereine hielten am 25. ihre Jahresversammlung in Zürich ab, welches aufs Neue als Vorort bestätigt wurde. Dem Festmahl Nachmittags wohnte auch der deutsche Reichsgesandte, General v. Röder, bei, welcher den Vereinen den Dank des Deutschen Reiches für die kräftige Unterstützung der Landsleute aussprach. Des Vaterlandes gedachte der Präsident des Vororts Zürich; anknüpfend an das Wort Georg Forsters: „es gibt viele Religionen, aber nur Eine Moral“, erklärte er jede politische oder katholische Partei, der nicht als höchstes Ziel das Vaterland voranlechte, für unanständig und unsittlich. — Der Bundesrat hat ein gerichtliches Urteil der Bernischen Polizeikammer cassiert, laut welchem der abberufene Pfarrer Mouttet von Nebeuvalier, Kraft des Art. 3 des Cultusgesetzes, zu 100 Fr. Buße verurtheilt war. — Dem „Bund“ wird aus Bern geschrieben: „Um verlorenen Mittwoch hat die Bestnahme der Kirche und der Pfarrwohnung von Berner durch Agenten des Genfer Justiz- und Polizei-Departements stattgefunden, um sie dem jüngst in dieser Ortschaft gewählten (freimaurischen) Kirchgemeinderath zur Verfügung zu übergeben. Der Pfarrer von Berner, Broquet, hatte an der Kirche eine Protestation anschlagen lassen, in der er sagte: „Im Begriffe, aus der Kirche und Pfarrwohnung getrieben zu werden, und nicht im Falle, der Gewalt zu widerstehen, erkläre ich, daß ich mich nicht aus freiem Willen zurückziehe, noch auch auf irgend eines meiner Rechte verzichte, sondern weiß es mit unmöglich ist, dem Drucke, der auf mich ausgeübt wird, zu widerstehen. Ich bin und bleibe somit der einzige legitime Pfarrer der Gemeinde Bern.““ Andererseits hatte sich der Maire von Berner geweigert, die Kirchenschlüssel auszuhändigen, worauf die Thür zur Kirche durch einen Schlosser geöffnet werden mußte. Der ganze Act ging übrigens ohne Lärm und Zusammenlaufen der Bevölkerung vor sich.“ — In Aarau ist der 1800 geborene tüchtige Oberst und Zeughausdirektor Albert Müller gestorben; 1822 war er als Philhellene ins Feld gezogen.

Italien.

Nom. 27. Juni. [Über die Eisenbahn-Debatte] schreibt man der „R. B.“: Der bereits drei Tage in der zweiten Kammer

wogende Kampf um die Eisenbahnvorlage wäre eines der interessantesten Schauspiele, die das italienische Parlament seit Langem dargeboten hat, wenn sein Ausgang nicht von vornherein über allen Zweifel erhaben wäre. So aber gleicht er mehr einem Hahnenkampf oder Boxervergnügen der Geister, als einer ernstlichen Entscheidungsschlacht, und es verloht sich nicht der Mühe, den Evolutionen, Wendungen und Schwenkungen im Einzelnen zu folgen. Es ist ganz merkwürdig und charakteristisch für die hiesige Volksvertretung, daß sie die Bevölkerung über eine bereits unabänderlich feststehende Entscheidung so ernst nimmt, während sie so manche wichtige Fragen, die es verdient hätten, in gründlicher Besprechung zum Ausdruck gebracht zu werden, oft genug mit leichter Handbewegung beseitigt hat. Es liegt das an dem alten rhetorischen Zug, dessen Vorliebe für das glänzende Wort vor einer geheimen Scheu vor dem Ernst des Gedankens und des Entschlusses begleitet ist. Diesmal hat gekränkter Ehrgeiz und beleidigte Eigenliebe die Mehrzahl der Redner ins Feld geführt. Es war, als ob die jüngst über das Knie gebrochene Ministerkrise noch einmal ausgeschlagen werden sollte. Oder hätten Minghetti, Spaventa und Sella es sich versagen sollen, die Lanzen für ihre Arbeiten und Überzeugungen im Fache der Eisenbahnen jetzt zu brechen, nachdem man ihnen im März gewährt hatte, diese Arena zu betreten? Dem auf langjährigen Erfahrungen und Arbeiten gestützten Worte dieser Männer hatte die Opposition nichts Ebenbürtiges entgegenstellen. In allem, was die beiden Erstgenannten über die Nothwendigkeit des Ankaufs, über die Vortheile des Geschäfts, über die Unzertrennbarkeit des Besitzes vom Betrieb und über die aus der Natur des modernen Staates sich ergebende Nöthigung für denselben, auch das Eisenbahnmonopol gleich dem Post- und Telegraphenwesen in die Hand zu nehmen, bemerkten, in allen diesen Theilen war eine schlagende Überlegenheit der Beweisführung über die Gegner nicht zu verkennen. Und dennoch ist es den Beiden schwierig gelungen, mehr zu beweisen, als den eigenen redlichen Willen. Daß auch ihr Staats-Ideal auf Italien anwendbar und daß es in diesem jungen Staate thunlich sei, eine so große und schwerwiegende Verwaltung in den Händen der Regierung zu konzentrieren, dieser Überzeugung haben ihre Worte schwerlich weitere Verbreitung verschafft. Nachdem es der obersten Verwaltung nie gelungen ist, eine richtige Autorität über das Eisenbahnwesen auszuüben, glaubten Wenige recht daran, daß die ganze Verwaltung in ihren Händen gute Früchte zeitigen werde. Der schlechte Zustand, in dem sich die Bahn der ligurischen Küste befindet, obwohl deren Kosten den Voranschlag um 100 p.C. übertritten haben, die nach dem Bankrotto von zwei Gesellschaften vom Staat übernommenen und in leidiger Verwahrlosung befindlichen calabrisch-sicilianischen Bahnen und ähnliche Erfahrungen sind keineswegs ermutigende Vorfereignisse. Es ist noch in frischem Angedenken, wie eine Anzahl mit schweren Kosten erworbener Kriegsschiffe auf den Abbruch verkauft worden sind und manchem Steuerzahler mögen sich die Haare sträuben bei dem Gedanken an die Verträge und Ankäufe von Kohlen und Material, die, einmal den Staatsbetrieb eingeschürt, in den Händen der Bureaucratie liegen würden. So erhaben über allem Verdacht ist die „Frau Cäsars“ hier zu Lande einmal nicht. Möglich ist, daß man beiderseits übertrieben und auf der Rechten augenblicklich einmal zu schlecht von den Aciengesellschaften, auf der anderen Seite zu gering von der industriellen Leistungsfähigkeit des italienischen parlamentarischen Staates denkt. Aber im ersten Punkte hat man wenigstens schon Gelegenheit gehabt, schlimme Erfahrungen zu machen, und saugt sie sogar noch tagtäglich mit dem vestimentalischen Rauche der Cigaretten der Regia cointeressata ein. Bedient die Gesellschaft des Baron Alfonso Nothhild von jetzt an die oberitalienischen Bahnen nur halb so schön, wie jene Cointeressate das Publikum mit ihrem Kraute, so kann jeder Reisende und der italienische Durchgangsverkehr dazu sein Testament machen. Indessen blieb es doch immer komisch, Minghetti diesmal sogar in social-demokratischer

Färbung schillern und sich für den Kampf zwischen Arbeit und Capital erhöhen zu sehen. So etwas ist noch nicht dagewesen. Der Eis, mit dem die Moderate, seitdem sie in den Stand des Prätendententhums zurückgekehrt sind, sich für das Wohl der unteren Schichten erwärmen und dem Arbeiter goldene Berge in Aussicht stellen, ist einer der rührendsten Beweise, den die hiesigen Parteien, ihre Führer und Zeitungen von ihrer geistigen Beweglichkeit und Chamäleon-natur in jüngster Zeit abgelegt haben.

Frankreich.

Paris, 29. Juni, Abends. [Aus der Deputirtenkammer.] — Interpellation in Betreff des neuesten Briefs Mac Mahons. — Aus dem Ministerrathe. — Begnadigungen. — Festlichkeiten in Lourdes. — Gialdini. Aus Versailles kommt die Nachricht, daß beim Beginn der heutigen Sitzung der Kammer der jüngste Rückfall von der alleräußersten Linken eine Interpellation über den gestrigen Brief Mac Mahon's und die Fortdauer der Verhaftungen, oft auf falsche Denunciations hin, dem Justizminister angekündigt hat. Dufaure nahm die Interpellation an und die Discussion wurde auf Montag festgesetzt. Bereits vor der Sitzung hatte Castellane von der Rechten den Justizminister davon benachrichtigt, daß er eine Interpellation über denselben Gegenstand an ihn richten würde. Castellane betrachtet den Brief Mac Mahon's als ungesehlich, weil er nicht von einem Minister gegengezeichnet worden. Diese Aussage wird übrigens auch von der republikanischen „Opinion“ geholt. Die Niederlegung des Jules Ferry'schen Berichts über das Gemeindegesetz erfolgt heute nicht. Die Vorstände der 3 republikanischen Gruppen haben am Nachmittage über das Gemeindegesetz berathen, und nach Schluß dieser Conferenz sollten sie eine Unterredung mit dem Minister des Innern haben. Von anderer Seite wird gemeldet, daß der heutige Ministerrath nun doch beschlossen hätte, in Sachen des Municipalgesetzes die Gabineisfrage zu stellen, und zwar sollen die Minister sich dazu getrieben fühlen, weil sie ihrer wiederholten Zugehörigkeit wegen ihre Stellung zu Mac Mahon bedroht fühlen. — Der gestern veröffentlichten Liste von begnadigten Communiards soll in nächster Zeit eine zweite folgen. Die Commission beschäftigt sich angedeutet mit der Aufbereitung derselben. — Die mit Ende der Woche beginnenden Festlichkeiten in Lourdes werden äußerst glänzend sein und voraussichtlich eine nach Tausenden zählende Pilgermenge herbeilocken. Welche Pracht bei dieser Gelegenheit entfaltet werden wird, geht daraus hervor, daß die Krone, welche das neue Standbild der heiligen Jungfrau schmückt wird, nicht weniger als 300,000 Fr. kostet hat. — Die Nachricht von der Ernennung des Generals Gialdini zum italienischen Gesandten in Paris bestätigt sich.

Großbritannien.

A.A.C. London, 29. Juni. [Mit Bezug auf den Krawall zwischen den Matrosen des deutschen Panzergeschwaders und den Bootsmännern von Gibraltar] wird dem „Standard“ von dort unter 23. d. geschrieben, daß die ganze Affäre im lächerlichen Grade übertrieben wurde. Der Bericht im „Gibraltar Chronicle“ — bemerkt der Correspondent — wurde in der ersten Auflage veröffentlicht und ehe irgend eine Untersuchung stattgefunden hatte. Die ganze Affäre war eine gewöhnliche Schlägerei, nichts weiter. Ein deutscher Matrose redete ein Frauenzimmer etwas rauh an oder insultierte sie vielleicht. Dies wurde übernommen und es entstand eine Schlägerei. Die benachbarte Wache wurde herbeigeholt und der tumult war rasch zu Ende. Niemand wurde verletzt, oder zum mindesten nicht ernstlich. Der deutsche Admiral war zur Zeit selber auf der West und brachte seine Leute rasch in ihre Boote. Am nächsten Tage drückte er dem Gouverneur sein Bedauern über den Vorfall aus. Die Angelegenheit bildete auch den Gegenstand einer resultativen Untersuchung im Polizeigericht. Ich lese, es wurde gemeldet, daß die anwesenden deutischen Offiziere entweder außer Stande oder nicht willens waren, ihre Leute zu kontrollieren. Dies ist eine Angabe, die nicht so leichtfertig gemacht werden sollen. Sie ist überdies auch ganz unrichtig. Die Offiziere haben Alles, was in ihrer Macht stand, um der Schlägerei ein Ende zu lehnen. (Fortsetzung in der ersten Beilage.)

auch andererseits wenigstens in dieser Pest-Angelegenheit dem damaligen Papst Gregor in der väterlichen Sorge für sein Land, das sein Nachfolger freilich von der Einschleppung der sardinischen Pest nicht zu schützen vermochte.

Über Mangel an Krankheiten können wir in Berlin nicht klagen, obgleich die regelmäßigen Todtenlisten uns seit ein Paar Wochen vorzugsweise nur recht alte Gestorbene bringen, was sich wohl daher erklären läßt, daß die jüngeren Leidenden in Masse Berlin fliehen und seit mehreren Wochen Heilung in den Bädern oder Kurorten suchen. Seit ein Paar Tagen ist aber eine eigenthümliche Krankheit sichtbar geworden, ein furor, veranlaßt durch verlegte Eitelkeit in Folge beginnender Anzweiflung deutscher Unfehlbarkeit und Ruhmes-Präpotenz. Die „Nat.-Zeitung“ hat diesen Jammer durch ihre Berichte über die Ausstellung in Philadelphia aus der Feder des Professor Neuleaur, Director unserer Gewerbe-Akademie, hervorgerufen, eines Mannes, dessen Stimme und Urtheil schlicht und recht bestätigten, was bereits vielfach auf anderen Wegen von Amerika nach Deutschland übertragen gelangt ist. Die Quintessenz ist die, daß wir gar keine Veranlassung haben, mit unseren industriellen Schöpfungen so dick zu thun, da wir damit auf der Ausstellung eine schwere Niederlage erlitten haben. Zuerst wird von dem kundigen Berichterstatter das Grundprinzip der deutschen Industrie: „billig und schlecht“ hervorgehoben, was wir daher selbst zu erkennen Gelegenheit genug finden. Dann: Mangel an Geschmack im Kunstgewerblichen, Mangel an Fortschritt im rein Technischen, der alle Ausstellungs-Richter zu dem Bedauern veranlaßt, „daß sie bei allen Nationen, die auf der Ausstellung vertreten sind, etwas zu lernen gefunden hätten, bei Deutschland nichts!“ — Und auch, daß Deutschland in den gewerblichen und bildenden Künsten keine andern Motive mehr zu finden weiß, als tendenzlos-patriotische, während es für tendenzlose durch sich selbst gewinnende Schönheit keinen Sinn mehr hat, scheint uns nicht „so ganz ohne.“ Fast positivlich bestätigt der Bericht dies, wenn er von den bataillonsweise in der deutschen Abtheilung aufmarschirenden Germanien, Borsussen, Kaiser, Prinzen und Prinzessinnen, Bismarck's, Moltke's, Noor's spricht, die in Porzellan, Biscuit, Bronze, Zink, Eisen, dann gemalt, gestickt, gedruckt, lithographirt sich präsentirten, und sieben Achtel der Maschinen-Halle von Krupp'schen Kanonen occupirten und die stiefeligen Werke anderer Nationen in den Winkel drängten. Nach alle dem scheint unsere rühmliche Bescheidenheit, auf die wir sonst menschlich-stolz gewesen, nicht den Weg über den Ocean gefunden zu haben. Wollten wir schon unsere Überlegenheit in neuester Periode zur Geltung bringen, so hätten wir die Standbilder und Contrefels unserer modernen Gründer-Heroen nach Amerika senden sollen, mit denen wir unzweifelhaft den Preis errungen haben würden. Uebrigens scheint es einzelnen „loyalen“ hiesigen Blättern schon leid geworden zu sein, den Neuleaur'schen Artikeln reproduziert zu haben, da sie gestern so gewandt, wie es in ihren schwäbischen Kräften steht, einen befürchtenden, abwegigen Kommentar gebracht haben.

Den in trübseligen Zeiten am lautesten sich fühlenden Wunsch: „Spaß muß sein!“ hat in den letzten Tagen das Abgeordnetenhaus mit Würde und Anstand zu erfüllen gesucht, zu den Kosten der Erheiterung unser verehrungswürdiger Minister Graf Eulenburg nicht wenig beigesteuert, sowie der Landrat v. Knoblauch, der von den

bei der Präsentation des parlamentarisch-heiteren Festmahl's Beschäftigten zur Zubereitung einer pikanten, seinem Namen entsprechenden Sauce benutzt wurde. Bei dieser Gelegenheit erfreute uns Herr Rücker auch mit der dankenswerthen, die Heiterkeit anregenden Enthüllung, daß der Herr Landrat v. Knoblauch das Referendar-Cramen gemacht habe. Mich erfüllte diese Bemerkung noch in meinen alten Tagen mit Bedauern über meine jugendliche Leichtfertigkeit, mit der ich, um meinen damaligen Lieblingswunsch, „Landrat in meiner Heimat-Provinz Littauen zu werden,“ nur mein erstes juristisches Examen abgeschafft und darüber weiteres Studium vernachlässigte, in der irrtigen Meinung, „wer es bis zum Auscultator gebracht, steht bereits auf der Leiter zur höchsten Macht,“ also auch zur landräthlichen. Noch immer war ich auf die endliche Realisierung meines Jünglings-Wunsches.

Wenn uns in der nächsten Zeit durch das Nachausegehen unserer Volkswertreter und durch die von unseren Berliner Finanz-Zuständen herbeigeführte Schließung eines Theils der Circenses jeder Unlust entzogen wird, unser Gemüth in eine frohere Stimmung zu versetzen, so sehen wir jetzt als einen Erheiterungs-Trost der demnächstigen Ankunft des Gorilla entgegen, von dem vorläufige Nachrichten constatiren, daß er in seinem ganzen Thun und Treiben einen completen Menschen-Abklatsch repräsentirt, also uns die beruhigende Gewissheit giebt, daß, wenn unser gegenwärtiges Geschlecht in Folge allerlei Calamitäten von der Weltbühne verschwinden sollte, ein neues, dem unserigen in jenem Affen-Surrogaten jetzt schon ähnliches zuwachsen dürfte, bis auch dieses dann den Strapazen des Cultur-Fortschritts-Sport erliegen und abermals ein bis dahin aus den unteren Geschöpfe-Regionen zuwachsendes, zu den Geschäftern der Erde-Beratung besiegtes Geschlecht austauuchen würde. Wir werden in der „Breslauer Zeitung“ vom 2. Juli Anno 2876 vielleicht Gelegenheit haben, uns darüber, mit Hinweisung auf unser heutiges Blatt, weiter auszusprechen. — Heute mangelt uns die Zeit, da der offenstehende und ungeduldig seiner Füllung harrende Reisekoffer uns erinnert, daß uns noch wenige Tage für den Aufenthalt in Berlin zugemessen sind und die Ferne, in die wir hineinzuschweifen im Begriff sind, uns mahnt, die Feder hinzulegen und der Berliner Welt Aude zu sagen.

Ich scheide mit zwei Berichtigungen, einmal mit der uns von offiziellen Blättern gegebenen Sicherung, daß Fürst Bismarck durch Klipper Nagozzi von seiner Fuß-Aber-Krampf-Geschwulst befreit ist und wieder in gewohnter Weise, nöthigenfalls auch in Berlin, auf dem Welttheater aufstreten könnte — wenn er wollte. Ferner, daß Graf Arnim laut Attesten unserer berühmtesten Aerzte nicht sitzen könnte — auch wenn er es wollte. Mögen sich demnach die beiden Staatsmänner beiderseitig in Leid und Freuden trösten und lange leben auf Erden. Amen!

R. Gardeau.

Theater- und Kunstsnotizen.

Berlin. Unter dem Einfluß der allgemeinen Geschäftsstille und der dürenden Temperatur haben nicht bloß die Privattheater, sondern auch die beiden königlichen Kunstinstitute, das Opernhaus und das Schauspielhaus, zu leiden. Trotz der ermäßigen Eintrittspreise wurde der Besuch immer schwächer und hatte endlich demasken abgenommen, daß sich der General-Intendant Herr v. Hülsen veranlaßt sah, folgende telegraphische Anfrage an den Kaiser nach Ems zu richten: „Anhaltend schönes Wetter. Besuch sehr spärlich; darf ich schließen?“ Die kaiserliche Antwort lautete: „Ja. Wilhelm.“

— Von den Privattheatern schlossen das Woltersdorff'sche, das Residenztheater

und das Victoriatheater am 1. Juli. Im Wallnertheater gastirt eine platt-deutsche Gesellschaft, das Nationaltheater erwartet Gäste aus Wien, im Friedrich-Wilhelmsstädtischen Theater dauert das Gastspiel des Fräulein Mayerhoff fort.

Herr Director Buchholz hat an den Verleger des „Berliner Tageblatts“ ein Schreiben gerichtet, daß in der Mitteilung gipfelt, daß Herr Buchholz dem Kritiker dieser Zeitung wegen seiner Besprechung der „Bianca Capello“ für die Zukunft den Eintritt ins Nationaltheater — verneigt. Es ist dies jedenfalls ein ebenso mutiges wie geschickliches Mittel, um sich der Kontrolle einer wahnsinnig liebenden und unabhängigen Verlegerstattung zu entziehen.

Die Direction des Victoriatheaters hatte die Absicht, die Mitglieder der Weimarischen Hofbühne zu einem Gefangenheitspiel zu veranlassen, bei welchem ausschließlich die beiden Theile der Faust-Tragödie in der Weimarischen Auszitierung aufgeführt werden sollten. Von diesem Gaftspiel ist indes Abstand genommen worden, weil verlautet, daß das königliche Hoftheater in der nächsten Saison beabsichtigt, das in Weimar so glänzend gesetzte künstlerische Experiment zu wiederholen.

Dresden. Wie das „Berl. Fr. Bl.“ meint, wird Anna Schramm die Bühne verlassen und den Fabrikarbeiter Herrn Conrad Bügler in Dresden heiraten. Die Hochzeit soll schon Ende Juli stattfinden.

Leipzig. Nach Mitteilungen hiesiger Localblätter ereignete sich am 26. Juni vor dem Neuen Stadttheater eine sonderbare Scene. Dem bisherigen Director Friedrich Haase war Seitens des Rathes der Stadt als Kästner des Theater-Inventars das Webschiff an einer elektrischen Sonne streitig gemacht worden, und der Mitteilung des Herrn Haase, daß er an einem bestimmten Tage sich dennoch dieses Inventarstück holen lassen würde, wurde eine Erwideration zu Theil, die auf beiden Seiten die Androbung der Gewaltüberzeugung zur Folge hatte. In der Erwartung einer Beleidigung dieser Drobungen habe sich um 10 Uhr Vormittags eine ungewöhnliche Menschenmenge angesammelt, die das Directionspersonal des Theaters mit Bravo- und Hohdrufen begrüßte und einem nicht anwesenden Mitgliede des Rathes, der sich übrigens durch Niemand vertreten ließ, eine weniger ehrebarige Demonstration brachte. Das betreffende Inventarstück wurde unbeküllt unter großer Begleitung nach dem Locale eines Rechtsvertreters des Herrn Haase gebracht, um bis zum gerichtlichen Austrage der Angelegenheit dort vermauert zu werden. Der Rath der Stadt beabsichtigt, demnächst die Paragraphen des mit Herrn Haase abgeschlossenen Kaufvertrages, worauf er seine Ansprüche stützt, zu veröffentlichen.

Am 30. Juni wurde dem Sänger Gura, welcher sich in den „Meistersängern“ vom hiesigen Publikum verabschiedete, die Pferde vom Wagen gespannt und leichter unter Hochrufen nach der Wohnung des Gesetzten gezogen.

Wien. Herr Alexy debütierte im Hofoperntheater als Paolo Orsini im „Rienzi“ mit sehr günstigem Erfolge.

Eduard Kreftschmer, dessen Oper „Die Folklunge“ im nächsten Herbst am Hofoperntheater zur Aufführung gelangen wird, arbeitet eben an einer neuen Oper: „Heinrich der Löwe“, welche der Vollendung nahe ist.

Die im königlichen Hoftheater zu Wiesbaden mit fortwährendem Erfolge gegebene dreiteilige Oper „Mélaine“ von Karl Grammann in Wien ist von der Direction des Hofoperntheaters zur Aufführung angenommen worden. Hofkapellmeister Hans Richter begab sich im Auftrage der Direction im April von Bayreuth aus nach Wiesbaden, und dadurch das Werk kennenzulernen und hat dasselbe den günstigsten Eindruck auf ihn gemacht. Die Aufführung am Hofoperntheater dürfte im Frühjahr oder Herbst nächsten Jahres erfolgen; in Dresden wird erwähnte Oper als eine der ersten Novitäten im dortigen nun bald vollendet neuen Hoftheater gegeben werden.

Rudolf Kneisel's beliebter Schwank „Blinde Kub“ ist von Richard Gené zu einem Operetten-Libretto eingerichtet und mit Gesangstexten versehen worden. Johann Strauss liefert die Composition, und ist das Theater an der Wien in Wien die Stätte, wo diese Operette im Laufe des nächsten Winters ihre Premiere erleben wird.

Mit drei Beilagen.